ÜBER GESTALTUNG Ein Erfahrungsbericht

Als etwa Mitte der 90er Jahre zum ersten Mal deutsche Architekten und Raumausstatter die fernöstliche Lehre des „Feng Shui“ für sich und ihre Kunden entdeckten, glaubte ich anfangs natürlich, es handle sich dabei um einen schlechten Witz. Ich glaubte weder an die Kompetenz dieser selbsternannten Harmonie-Experten noch an eine reelle Möglichkeit, das traditionelle Wissen der alten Chinesen in unsere hochmoderne und durch und durch geistfeindliche Zeit übertragen zu können. Ich war Anfang Dreißig und gab mich keinerlei Illusionen mehr hin hinsichtlich der Präsenz einer kollektiven Spiritualität. Aus literarischem Interesse hatte ich ein gutes Jahrzehnt zuvor damit begonnen gehabt, Bücher alt-chinesischer Autoren, vor allem in den Übersetzungen Richard Wilhelms, zu lesen. Mich interessierte die taoistische Weltsicht, die Lehren des Tao Te King, ich experimentierte mit dem I-Ching; ich vergrub mich in die alten Dichter, Lü Bu We, Dschuang Tsi, Liä Tsi, ich las Bücher John Blowfields, usw. Natürlich hatte mich die Lektüre verzaubert; sie hatte mich entführt in eine Welt, die sowohl etwas Poetisch-Märchenhaftes in sich trug, wie sie zweifelsohne etwas Unwiederbringliches widerspiegelte: Das tiefe Wissen um elementare Zusammenhänge inmitten einer Gesellschaft, deren Natürlichkeit den Umgang mit einer Welt des Geistes authentisch hatte erscheinen lassen und deren kollektives Verständnis spiritueller Art gewesen sein mochte. Eine sehr alte Kultur hatte durch inspirierte Menschen über feinstoffliche Erscheinungsformen des Lebens gesprochen, und allen Anwesenden mochte intuitiv klar gewesen sein, um was es sich dabei handelte. Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass dieses goldene Zeitalter unwiederbringlich im Schlund der Geschichte verschwunden war, erachtete

ich es deshalb für um so merkwürdiger, plötzlich Menschen inmitten verstopfter Autobahnen und Hochhäuser von großen und altehrwürdigen Gesetzen der Harmonie reden zu hören. Ich wurde den Verdacht nicht los, es bestünde deren offensichtlichster Antrieb darin, einen neuen Trend zu kreieren, mit dem man – wieder einmal – Geld verdienen konnte. Es gab schon so viele Trends. Weshalb also nicht auch denjenigen einer Harmonielehre, die man erlernen konnte, indem man eine Pflanze in eine bestimmten Ecke eines ansonsten völlig belanglosen Zimmers stellte oder ein paar hässliche Möbel kurzerhand verrückte? – Die ganze Sache hatte etwas Infantiles. Aber natürlich hatte sie auch etwas Bezeichnendes: Inmitten der Konsumgesellschaften des Westens funktionierte sie prächtig. Alle fanden es toll, dass die Verbesserung des persönlichen Wohlgefühls mit ein paar Handkniffen zu bewerkstelligen und via Abendkursus zu erwerben war und dabei noch „spirituellen" Charakter trug. Man wertete sich selbst auf, indem man von der Sache wusste. Man signalisierte sich gegenseitig eine ganz eigene ästhetische Kompetenz. Man bastelte sich seine heile Welt durch den Besuch eines Workshops zusammen und glaubte damit, in seiner Entwicklung einen großen Schritt vorwärts gemacht zu haben.

Ich verwende dieses Feng-Shui-Beispiel nicht deshalb, weil ich das, was sich einem daraus erschließt, für besonders grotesk halte. Ich verwende es deshalb, weil an ihm sehr gut die geistige Hilflosigkeit und Orientierungslosigkeit einer Gesellschaft zum Ausdruck kommt, die selbstbewusst Irrtümer pflegt in der Meinung, es seien profunde Wahrheiten. Und ich verwende dieses Beispiel auch deswegen, weil sich an ihm ablesen lässt, wie wenig Sinn es macht, sich von etwas das Leben verschönern zu lassen, zu dem man im Grunde gar keine Beziehung hat. Harmonie – sogar wenn man sie über irgend ein Regelwerk sucht, das mit Gestaltung zu tun

hat (und sei es nur eine Zimmerpflanze vorschriftsmäßig von A nach B zu rücken) – ist eine sehr persönliche Angelegenheit. Wenn man über Harmonie redet, redet man doch eigentlich vor allem über sich selbst. Man redet über das Verhältnis, das man persönlich zur Welt der anderen und des Anderen hat: Zu anderen Dingen, anderen Menschen, Umgebungen, Ereignissen, Hintergründen. Man redet über eine lebensnotwendige Beziehung. Man redet nicht über das Ergebnis eines Workshops oder über eine Anleitung, die aus einem Ratgeber stammt. Ich glaube, das macht einen gewaltigen Unterschied. Ich meine den Unterschied, der einen Erwachsenen von einem Kind, einen reifen Menschen von einem unausgegorenen Charakter unterscheidet. Selbstverständlich versucht man, harmonische Dinge zu erzeugen, weil man damit glücklicher werden will. Aber manche unserer Versuche haben unmissverständlich etwas Narrenhaftes. Obwohl ihre Motivation edel sein mag, erweisen sich Resultate dieser Motivation als albern. –

Natürlich ist es legitim, die Frage anzustellen, ob das eigentlich geht: Durch die Anwesenheit von Dingen glücklich oder freundlicher zu werden? Durch deren Anordnung oder durch ein Ensemble. Kann man etwas so gruppieren, dass inmitten der beteiligten Körper, im Kreis der Dinge, etwas wie ein angenehmeres Dasein entsteht? Können Objekte so etwas leisten? Können sie die Seele beschwören oder sie sogar heilen? Und wenn ja, müssten wir dann nicht augenblicklich erschrecken vor dieser gewaltigen Macht der Dinge, die uns umringen und die uns allesamt in ein Klima zwingen, das uns unabänderlich auch zu Produkten unserer Umgebung machen wird? Wenn hingegen nichts Wesentliches zwischen Gegenständen, Möbeln oder Utensilien liegt, das uns etwas angehen könnte; wenn zwischen den Dingen kein bisschen Freude zu finden ist, hat es dann überhaupt irgend einen Sinn, sich mit ihnen oder diesem obskuren Zwischen-

raum (in dem Harmonie angeblich zu finden sein soll) zu beschäftigen? – Wenn man über Gestaltung spricht, dann hängt man tendenziell mehr der ersten dieser beiden Thesen an. Man sagt sich: Ja, es gibt das große Wunder der Konstellation! So wie ein Ding zum anderen steht, bildet es mit ihm ein Verhältnis, das besser oder schlechter ausfallen kann, je nachdem, welche Position diese unterschiedlichen Dinge eben zueinander einnehmen. Und je nachdem, ob dieses Verhältnis besser oder schlechter ausgefallen ist, empfindet man halt etwas mehr oder weniger Zufriedenheit bei der Sache. Bereits zwei winklig aufgestellte Flächen ergeben einen Raum, und je nachdem, ob der Winkel, den sie beschreiben, kleiner oder größer wird, verändert sich auch die Qualität eines Gefühls, das mich zwischen diesen beiden anwandelt oder befällt. Man lernt daraus, dass sich Gestaltung nicht nur an den Dingen abspielt, sondern auch in dem Freiraum, der sie voneinander trennt. Gestaltung beginnt auf einem leeren Blatt Papier als dem Inbegriff der freien Handlung (ob sie auch auf einem leeren Bildschirm beginnen kann, weiß ich nicht). Wenn der erste Moment sich nicht in dieses große Schweigen hüllt, was soll dann schon Besonderes aus ihm entstehen?

Die Leere ist jedenfalls nicht das unwesentlichste Kriterium, mit dem man sich beschäftigen sollte, wenn man so etwas wie „Harmonie“ erreichen will. Lao Tse (um im Kontext der chinesischen Heilswelt zu bleiben) spricht in seinem Tao Te King andauernd vom großen Nutzen dessen, was nicht da ist. Vielleicht wäre es für uns Gegenstands- und Produktorientierte Bewohner des 21sten Jahrhunderts wirklich einmal eine nützliche Erfahrung, das großes Glück im Nichts zu suchen. – Das ist kein flapsiger Ausdruck und ich meine das auch nicht ironisch. Ich will damit nur betonen, dass eine Zeit, die derart vollgestopft ist mit Dingen jedweder Art (wie noch kein Zeitalter zuvor es gewesen ist), klug bera-

ten wäre, das Verschwinden der Zwischenräume nicht nur als ein gestalterisches Problem zu begreifen. Man muss kein Genie sein, um zu erkennen, dass die zunehmende Enge, in die wir uns regelrecht *hineinproduzieren*, uns irgendwann gewaltig auf den Leib rücken wird … Alles braucht Luft zum Atmen. Eingeengte Lebewesen verkümmern oder werden hässlich. Eingeengte Dinge auch. –

Ich erinnere mich gut daran, dass ich als zehn-, vielleicht elfjähriger Bub den Drang verspürte, der Enge meiner geografischen Unkenntnisse zu entfliehen und von meiner nächsten Umgebung einen Plan zeichnete. Ich machte einen guten Freund mit meinem Vorhaben bekannt, und gemeinsam liefen wir ein paar Nachmittage lang mit einem Zeichenblock bewehrt durch den Wildwuchs von Gassen und Wegen unseres Dorfes, zeichneten ab und schrieben auf und verfertigen uns dadurch einen halbwegs brauchbaren Lageplan des kleinen Nests, das wir liebten. Für mich hatte das nicht nur zur Folge, dass ich die geographische Situation meiner Heimatgemeinde in mich aufnahm, sondern es konfrontierte mich auch zum ersten Mal bewusst mit den schönen und weniger schönen Gebäuden, Ecken und Plätzen des Ortes. Bezeichnender Weise habe ich damals gedacht, dass es eine tolle Aufgabe wäre, alles Hässliche abzuschaffen. Es wäre ein Beruf, der zu mir passen könnte. Obwohl ich heute um die Hybris dieses Wunsches weiß, wundere ich mich doch sehr darüber, dass ich seitdem diese Neigung nie mehr ganz habe ablegen können. Die Hässlichkeit der Welt stört mich immer noch. Wenn ich heute beispielsweise im Wartezimmer einer Arzt-Praxis sitze oder bei irgend einer Behörde, in einem Restaurant oder in einer Bushaltestelle, dann sondiert mein Auge die gestalterische Qualität dessen, was mich umgibt. Meistens ist es ganz belangloses Zeug – oder vielmehr irgend ein Gegenstand, eine Wand, eine Sockelleiste, eine Türein-

fassung, die formal so schlecht ausgeführt worden ist, dass sie im wahrsten Sinn des Wortes unansehnlich wurde. Dabei spielt es für mich meistens eine untergeordnete Rolle, ob das Objekt sich nach den gegenwärtigen Regeln des Handwerks und den bestehenden „Sicherheitsrichtlinien" orientierte. Auch sauber bepinselte Oberflächen und glatt geschliffene Materialien können eine Atmosphäre verströmen, von der etwas Banales ausgeht. Das hat meiner Meinung nach weniger mit dem Fluch einer falsch verstandenen Gründlichkeit zu tun, als vielmehr mit einem Mangel an Idee und gestalterischem Engagement. Manchen Dingen spürt man es an, dass sie nicht zu Ende gedacht worden sind – wenn ihnen überhaupt jemals irgend ein tieferer Gedanke gewidmet worden ist. Manche Dinge sind einfach die Wiederholung ihrer eigenen Unzulänglichkeit. Man spürt in ihnen ständig die verpasste Gelegenheit, mehr aus sich selbst zu machen. Aber natürlich gibt es auch das Gegenteil. Es gibt Dinge, an denen das Auge sich verfängt und die einem das Herz höher schlagen lassen. Man weiß im ersten Moment auch nicht recht, weshalb das der Fall ist. Aber dass man berührt wird und so etwas wie Freude empfindet, ist ganz unbestreitbar. Mitte Zwanzig kaufte ich mir einen Stuhl des dänischen Designers Paul Kjaerholm. Ich hatte ihn im Schaufenster eines Ladengeschäfts gesehen und war sofort vernarrt in ihn gewesen. Er kostete ungefähr 1800,- Mark, was schon damals eine recht ordentliche Summe war für ein Sitzmöbel. Es handelte sich dabei um einen niederen Lounge-Sessel mit einem Geflecht aus Peddigrohr, den PK 22 *(Abb. 1)*. Als ich meiner Mutter davon erzählte, glaubte sie, ich sei verrückt geworden. Soviel Geld für einen Stuhl! – 2018 lag der Verkaufspreis des guten Stücks bereits bei rund 3100,- Euro, was aus ökonomischer Sicht die Frage aufwirft, weshalb ich mir damals nicht gleich drei oder vier Exemplare des Modells zugelegt habe? Bei einer Wertsteigerung von nahezu 350 Prozent … – Nun, nach

fast 30 Jahren steht dieser Stuhl immer noch in meinem Arbeitszimmer und hat für mich nichts an Reiz verloren. Er hat viele Umzüge mitgemacht und einige meiner persönlichen Entwicklungsphasen. Sein Entwurf stammt aus dem Jahr 1956 und hat bis heute nichts an Klarheit und Eleganz eingebüßt. Er ist zeitlos, und für mich zumindest ist er zeitlos schön – obwohl ich auf ihm eigentlich nicht besonders gut sitze. Seine Sitzfläche ist für meine Sitzgewohnheit etwas zu tief; ich behelfe mir, indem ich eine gefaltete Wolldecke als Kissen verwende. Natürlich ist das ein Frevel. Aber das stört mich nicht. Im alltäglichen Leben habe ich mir jede Art von Fetischismus und Design-Anbeterei längst abgewöhnt und benutze schöne Dinge so gut es eben geht. Eigentlich habe ich mir nicht sehr oft die Frage gestellt, ob man auf einem tollen Stuhl auch wirklich sitzen können muss. Die Freude über eine schöne Form oder einen brillant umgesetzten Entwurfsgedanken hat mir diese Frage als völlig überflüssig, vielleicht sogar als vulgär erscheinen lassen. Lieber sitze ich auf einem schönen Stuhl schlecht als auf einem hässlichen bequem. Man mag das für Masochismus halten. Aber ich glaube, dass man als ästhetisch-veranlagter Mensch Prioritäten setzt, ohne auf ihre profanen Konsequenzen Rücksicht zu nehmen. Wo einem das Herz im Leib höher schlägt, fügt sich der Rest des Körpers mitunter eben auch ganz gern in etwaige Unbequemlichkeiten. Welche Frau würde bei besonderen Anlässen ihre Highheels, die sie malträtieren, wirklich gegen einen klobigen Turnschuh vertauschen, nur um sich Blasen an den Füßen zu ersparen? Oder welcher Autoliebhaber würde auf die harte Federung seines Sportwagens verzichten oder auf das eigentlich doch sehr unangenehme Dröhnen im Innern seines Wagens, nur um sich damit um den hübschen Genuss seiner Raserei zu bringen? Was schön sein will, muss eben auch ein wenig leiden können – oder zumindest muss es die Fähigkeit besitzen, auf gewisse kör-

perliche Annehmlichkeiten zu verzichten, um anstelle ihrer das Glück dessen genießen zu können, was der Italiener „bella figura“ nennt. Natürlich ist bei all dem ein gehöriges Maß an Eitelkeit mit im Spiel. Aber sicherlich auch ein sehr feines, vielleicht unbewusstes Bekenntnis für die Reize des Eleganten, des Sportlichen, des Ekstatischen. Wenn man einen Stuhl entwirft, auf dem man nicht ganz so gut sitzen kann, der aber dafür Herz und Auge erfreut, hat das zumindest eine geistige Dimension. Im umgekehrten Fall produziert man einfach irgend eine weitere Banalität. Es gibt bereits so viele praktische Dinge, die hässlich sind. Ich glaube sogar, sie befinden sich heute entschieden in der Mehrzahl. Vielleicht haben sie in den letzten fünfzig Jahren sogar die Oberhand gewonnen und gesellschaftlich-kulturell ein Klima geschaffen, dessen Niveau beständig weiter sinkt. Jedenfalls ist das im Möbelbau der Fall. Die Welt wird überschwemmt mit Billigprodukten, die von einem professionellen Fotografen für irgend einen Verkaufskatalog sehr gut abgelichtet und in die Atmosphäre des Besonderen, Zauberhaften getaucht worden ist. Aber sobald man dem beworbenen Artikel dann leibhaftig gegenüber steht, springt einem nur noch seine billige Machart entgegen – und natürlich sein günstiger Preis. Obwohl man enttäuscht ist, lässt man sich korrumpieren, gibt dem Beistelltischen mit der netten Form und der schlechten Verarbeitung ästhetischen Kredit und verbringt mit ihm zwei oder drei freudlose Jahre, bevor man ihn beim nächsten Umzug verschenkt oder einfach auf der Straße wie zufällig stehen lässt. – Ich glaube, die Aufgabe eines Gestalters besteht darin, gerade diesen Trend nicht zu unterstützen. Er sollte sich auch dann auf die Seite der schöneren Lösung schlagen, wenn er damit immer weniger Anhänger findet.
Natürlich läuft das auf die uralte Sache mit dem persönlichen Anspruch hinaus. Also auf die Frage: Genügt mir das, womit ich mich umgebe? Befriedigt es meine Wünsche? Fin-

de ich mich und meine Vorstellungen darin ausgedrückt? – Im umgekehrten Fall, also dann, wenn diese Fragen erst gar nicht aufkommen, erübrigt sich jedes tiefere Nachdenken. Jemand, der keine Fragen über die Qualität dessen zulässt, was ihn umgibt, aber trotzdem sich wunder was darauf einbildet, ist einfach ein hoffnungsloser Fall oder ein Blender. Er macht sich und anderen etwas vor. Er tut so, als ob. Meiner Meinung nach sollten diese Leute etwas mehr Demut lernen. Vor allem, wenn sie in sehr großen Autos sitzen. Manchmal begegnen einem wirklich sehr hässliche Autos. Das hässlichste, das mir in letzter Zeit untergekommen ist, war ausgerechnet ein Porsche. Zuerst dachte ich, es wäre ein Panzer, der sich auf die Straße verirrt hat. Aber als mir das bekannte Markenschild prägnant ins Auge blitzte, war jeder Irrtum ausgeschlossen. Um was für ein Modell es sich im Speziellen gehandelt hat, kann ich nicht sagen. Mein Präzisierungsvermögen in dieser Sparte ist sehr beschränkt. Auf alle Fälle war es ein SUV; wahrscheinlich handelte sich um einen Macan oder einen Cayenne … Jedenfalls war er kakifarben lackiert und seine Kühlerhaube war durchsetzt mit lamellenförmigen Schlitzen, die an die Kiemen eines Haifischs erinnerten. Merkwürdigerweise ist mir bei dieser Begegnung kein einziges Mal der Gedanke gekommen, dass dieses Ding, das von einer Seitenstraße auf mich zurollte, mit zum Besten zählt, was die deutsche Automobilindustrie zu bieten hat oder dass es als das Objekt der Begierde von Hunderttausenden von Statusliebhabern gelten kann. Stattdessen habe ich das Bedürfnis nicht unterdrücken können, mildtätig zu lächeln. Diese Reaktion war nicht nur für mich selbst sehr aufschlussreich. Auch der Fahrer des Wagens, der meinen Gesichtsausdruck bemerkte, war darüber überrascht, schließlich verhielt ich mich nicht so, wie er es gewohnt war: Weder staunte ich über seinen fahrbaren Untersatz, noch ärgerte ich mich über den Protz, der da durch meine schwä-

bische Kleinstadt fuhr. Ich lächelte nachsichtig – weiß heute aber immerhin, dass es die Nachsicht eines Arztes war, der die offensichtlichen Marotten eines Patienten als Symptome einer weit tiefer liegenden Misere erkennt. Schon damals hätte mich die Lebensgeschichte dieses Autofahrers interessieren sollen. Aber natürlich läuft niemand auf einen SUV-Fahrer zu und befragt ihn nach den tieferen Beweggründen seiner Marotte. Schließlich saß in diesem Porsche ein stylisch gekleideter Mann mit einem dunklen Bart, so wie man ihn heute eben trägt, wenn man Taliban oder Hipster ist. Ich wollte einfach erfahren, an welchem bestimmten Punkt seiner Biographie etwas derart Schlimmes mit ihm vorgefallen war, dass er sich zu dieser Art von Blechkörper hingezogen gefühlt hatte? Natürlich konnte ich das nur in Gedanken tun. Aber dafür konnte ich mir natürlich auch seine Antworten ganz wie von selbst zusammenreimen. Wie gesagt, Formen sagen etwas aus. In diesem Fall war die Sprache, die der Herr mit Bart in seinem Porsche redete, ganz einfach zu verstehen. Er sagte einfach: Ich bin ein Dinosaurier! Ich finde meine Protzerei ganz herrlich! Ich habe viel Geld ausgegeben, um etwas darzustellen, auch wenn es ganz und gar albern ist! Die Status-Ästhetik, die mich umgibt, finde ich großartig! Ich bemitleide Menschen, die sich so etwas Unaussprechliches nicht leisten können, usw. – Natürlich hätte er auch einfach sagen können: Ich habe Angst! – Aber natürlich tat er gerade das nicht. Er wäre nie dazu bereit oder auch imstande gewesen, zu sagen: „Jemand wie ich, der es nötig hat, so ein Monstrum von PKW zu fahren, ist bis oben hin vollgestopft mit Ängsten allerlei Art: Die Angst, nicht wahrgenommen zu werden. Die Angst, überfahren zu werden. Die Angst, im Leben zu kurz zu kommen. Die Angst, sich in einer Zeit nicht mehr zurecht zu finden, in der vor allem die schiere Größe der Dinge (Events, Gehälter, Datenmengen etc.) fehlende Lebensinhalte und deren Werte ersetzen sol-

len. – Man muss in diesem Zusammenhang nicht von einem Subtext reden. Im Gegenteil. Die Aussage solcher Fahrzeuge ist so offensichtlich, dass man sie im Grunde wahrnehmen muss. Auch das vermag Gestaltung: Sie kann grundlegende Dinge beschönigen oder aus schweren Persönlichkeitsdefiziten ganz große Peinlichkeiten machen. Eine Form ist wie ein Anzug: Hübsche Kleider machen zwar aus Menschen feinere Leute, aber sie machen sie leider nicht intelligenter. Vielleicht wäre der Mann im SUV ohne sein Auto sich selbst etwas näher gewesen. Vielleicht hätte er sich die Leasingrate sparen können, um wirklich das zu sein, was er so bestenfalls darstellte.



Abb 1. PK 22





Abb 2. Teilstücke des abgebrannten
Bauernhofs meiner Frau 1942

Abb 3. Holzstuhl „Der König vonSchu“ 1994
Foto: Dlouhy





Abb 4. Restaurant „D'rescht"
Foto: Dlouhy

Abb 5. Teil der Eingangstür, die gerne klemmte
Foto: Dlouhy





Abb 6. Grobe Betonplatten
Foto: Dlouhy

Abb 7. Feines Essbesteck
Foto: Dlouhy